

»Ich stehe mir selbst gegenüber wie einem Taubstummen« Marcel Beyers Roman *Flughunde*

Das Jahr 1996 war von einer Historikerdebatte geprägt, die weit über den Kreis der Fachleute hinausreichte, der sich normalerweise mit solchen Fragen beschäftigt. Daniel J. Goldhagens Buch *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust* war erschienen und schon vor seinem Erscheinen in Deutschland Gegenstand heftigster Kritik. Sein Ausgangspunkt, der Völkermord an den Juden sei von Deutschen vollstreckt worden, ohne dass sie dazu besonders genötigt worden wären, ja, im Gegenteil, mit einem ausgeprägten Willen zur Vernichtung, war auf massive Ablehnung – vor allem vonseiten der etablierten Geschichtswissenschaft –, aber auch auf große Zustimmung gestoßen (1997 wurde dem Autor für sein Buch und die Diskussion, die es angeregt hat, der Demokratiepreis verliehen). Die Mordmaschine, so seine These, konnte nur aus dem Grunde so »erfolgreich« arbeiten, weil sich große Teile der Bevölkerung aktiv daran beteiligten und dieser Völkermord als Vollzug eines ausgeprägten eliminatorischen Antisemitismus begriffen wurde. Das Bedrohliche und Aufwirbelnde seiner These war sein Augenmerk auf die Täter, die aus allen Schichten der Bevölkerung kamen und gerne und mit großer mörderischer Energie die befohlenen Tötungen, meist mit ausgeprägter Grausamkeit, vollstreckten. »Mein Buch besteht also – gegen einen Großteil der Literatur über den Holocaust – auf der Vorstellung, daß es eine *individuelle* Verantwortung gibt« (Goldhagen 1996a, 29; Herv. i. Orig.).

Die Feststellung, dass sich vermutlich weit über 100.000 Deutsche am Mord an den Juden beteiligt haben, und das Insistieren auf dem Tatbestand einer individuellen Verantwortung, wurde ihm als Neuaufgabe des Kollektivschuldpruchs angekreidet. Er wischte mit Verve die Entlastungsthese vom Tisch, die im Kontext des Massenmords immer wieder gerne zitiert wird, und mit der 1961 auch ein Adolf Eichmann um Entlastung bat, dass es nicht Rassenfanatismus und Hass, sondern ein sogenanntes, den Deutschen innewohnendes Pflichtbewusstsein, ein bürokratischer Perfektionismus und Untertanengeist gewesen seien, die das Schreckliche hätten geschehen lassen. Das lässt Goldhagen nicht gelten. Bei einer Podiumsdiskussion in den Hamburger Kammerspielen am 04.09.1996 fragt er: »Warum waren die Täter im großen und ganzen

kooperationswillig, warum haben so viele ihre Aufgaben mit Eifer erfüllt, warum lief alles so reibungslos? [...] Wir müssen erklären, warum sie so handelten, wie sie gehandelt haben« (1996b, 60).

Goldhagen hat mit seinem Buch nicht nur den Finger auf einen weißen Fleck in der Geschichtswissenschaft gelegt – die Erregung, die sein Buch provoziert hat, dokumentiert nachdrücklich die Gegenwart der Angst vor der Frage nach der individuellen Verantwortung eines jeden Einzelnen. Dabei ist diese Frage schon häufig gestellt worden, ohne sie hätte es in Deutschland keine 68er-Bewegung gegeben, sie war der wesentliche Grund, dass in der Bundesrepublik eine »Rote-Armee-Fraktion« entstand – aber vor allem war sie Anlass zu heftigster Abwehr. Deutlich wurde das in der Forderung, die Anfang der 70er-Jahre von weiten Teilen der Bevölkerung und der konservativen Parteien gestellt wurde, die Morde aus der Zeit des Nationalsozialismus verjähren zu lassen und endlich Schluss zu machen mit diesem Kapitel. Goldhagens »anrühige« Forderung hingegen besteht darin, das Bemühen um Aufklärung zu intensivieren, nach den Motiven für die Taten zu fragen und damit nach den Personen selbst: »Wer aus freien Stücken andere Menschen verspottet, herabgewürdigt, gefoltert und getötet hat, wer damit geprahlt, seine Taten gefeiert und Mementos davon aufbewahrt hat, der hat so gehandelt, weil er seine Opfer haßte, sie für schuldig hielt und weil er der Überzeugung war, es sei gerechtfertigt, so zu handeln« (Goldhagen 1996a, 37). Und eine Frage wurde wieder aktuell, die Wolfgang Borchert schon 1947 gestellt hat, nämlich wie die Mörder nachts schlafen konnten angesichts der Taten, die sie begangen haben (vgl. 1996, 106f. und 164f.).

Die Frage nach der individuellen Schuld ist leitmotivisch in dem 1995 erschienenen Roman von Marcel Beyer *Flughunde*. Der Held und Ich-Erzähler des Romans, Hermann Karnau, ist ein janusköpfiges Wesen, einerseits sympathisch, warmherzig zu Kindern und mit einem Tick, der ihn eher liebenswürdig erscheinen lässt – andererseits ein Mensch, der ohne Skrupel grausamste Verbrechen begeht, von seinem Autor als Figur bar jeder Moral gezeichnet. Beyer sagt in einem Interview: »Der Leser ist die moralische Instanz. Das war ganz wichtig. Ich wollte natürlich gerne bewerten. Immer wieder mußten Sätze herausgestrichen werden« (Beyer 1998, 14). Dennoch scheint sich auch bei diesem Mann ein Gewissen zu melden – im Traum, und viele Jahre später. Nicht im Sinn eines Schuldeingeständnisses, sondern in der verzerrten Wirklichkeit der Traumerinnerung. Diesbezüglich schreibt Walter Benjamin – deutlich geprägt von seiner Freud-Rezeption – im *Passagen-Werk*: »Gewesenes in der Traumerinnerung durchzumachen!« (1998, 491). Es offenbart sich im Traum das Gewesene nicht als Chronik tatsächlicher Ereignisse – Traumerinnerung meint eine entstellte Form der Wirklichkeit. Ein solcher Traum begegnet dem Leser in dem Roman, der von einem Menschen handelt, wie ihn Daniel Goldhagen im Blick hat.

Es ist das Jahr 1992. Im Keller eines Waisenhauses findet man ein Archiv, in dem sich Schallplatten stapeln, die in den Kriegsjahren aufgenommen worden sind. Ein Mann wird aufgetrieben, der offensichtlich sehr gut Bescheid weiß, Hermann Karnau. Nach anfänglichen Auskünften verschwindet dieser Mann, und so bleibt vieles unbeantwortet: »In einem Winkel lagern Aufnahmen, bei denen nicht klar ist, ob hier die Spielfreude mit der fortschrittlichen Tonspeichertechnik durchgegangen ist oder ob diese Bänder tatsächlich medizinischen Zwecken dienen: [...] Das Einführen von Sonden in den

Rachenraum oder die Blutbahnen, um verschiedene, nicht rekonstruierbare Körpergeräusche aufzunehmen. Woher man allerdings die Probanden bezog, welche für die zum Teil recht schmerzhaft Erhebung der entsprechenden Daten rekrutiert wurden, liegt ebenfalls außerhalb der Kenntnis der Untersuchungskommission« (Beyer 1996, 222f.).

Karnau weiß genau, um welche Aufnahmen es sich hier handelt. Er kennt die Geschichte jeder einzelnen Platte, deren Herstellung er selber veranlasste, mit Geräuschen von Schmerzen, die unter der Folter entstanden. Und tatsächlich träumt er in der Nacht, dass in Umkehrung der Wirklichkeit er es ist, der gefoltert wird. Jene SS-Ärzte, mit denen er einst Folterungen durchgeführt hat, stehen nun um sein Bett und haben ihm die Kopfhaut abgezogen und seine Schädeldecke freigelegt. Mit dem Stift eines Fonografen, dem Vorläufer des Grammofons, fahren sie ihm an der Kronennaht längs, an der die Schädelplatten zusammengewachsen sind. »Das Knochensummen ist ein Geräusch menschlichen Ursprungs, das kein Mensch je zuvor gehört hat, der wirkliche Schädelklang, und doch klingt er völlig menschenfremd, flaut wieder ab, wird dumpfes Knattern, droht zu ersterben, fällt zurück in das anfängliche metallische Kratzen, mein Schädel unter diesen Vibrationen, als lösten sich schon erste Knochensplitter, ein furchtbarer Ton, der mir Gänsehaut bereitet. Soll dies tatsächlich das charakteristische Lautgeben meiner eigenen Schädelnaht sein. Das Urgeräusch?« (ebd., 227).

Das »charakteristische Lautgeben« sind die Füße der Tauben, die auf seinem Fenstertablett scharren. Dieser Moment zwischen Traum und Erwachen ist bei Benjamin von zentraler Bedeutung: »Erinnerung und Erwachen sind aufs engste verwandt. Erwachen ist nämlich die dialektische, kopernikanische Wendung des Eingedenkens« (1998, 491). Die Vorstellung des Eingedenkens korrespondiert unmittelbar mit dem bei Goldhagen und Beyer dargestellten Komplex von Verbrechen und Erinnerung. Sie meint den Umgang mit der Frage um die Abgeschlossen- bzw. Unabgeschlossenheit der Geschichte, auf die Max Horkheimer 1937 in einem Brief an Benjamin eingeht: »Die Feststellung der Unabgeschlossenheit ist idealistisch, wenn die Abgeschlossenheit nicht in ihr aufgenommen ist. Das vergangene Unrecht ist geschehen und abgeschlossen. Die Erschlagenen sind wirklich erschlagen« (ebd., 588f.). Für Benjamin findet hier das Auseinanderbrechen der bürgerlichen Geschichtsschreibung statt, die nur »festzustellen« vermag; Geschichte ist jedoch mehr, sie ist eine Form des Eingedenkens, die das Unabgeschlossene zu einem Abgeschlossenen und das Abgeschlossene zu einem Unabgeschlossenen macht. In diesem Sinn ist das, was Goldhagen evoziert hat, ein Eingedenken im besten Sinn, und so auch bei Marcel Beyer, der die Matrix des Nationalsozialismus nutzt, einen Roman (rein fiktional, nicht etwa einen historischen) zu schreiben, um ein Nachdenken, ein Eingedenken anzuregen, das den Leser unmittelbar berührt. Die dialektische Wendung des Eingedenkens, von der Benjamin schreibt, meint das Zusammentreffen von Erinnerung und Gegenwart, und weist auf eine Spur, die im Romangeschehen angesichts der Grausamkeiten, die Karnau begehrt, aber auch angesichts des zweiten Erzählstrangs des Romans in Vergessenheit zu geraten droht: die Suche nach dem Urgeräusch.

Der größte Teil des Romangeschehens findet in den Jahren zwischen 1940 und 1945 statt. Zu Beginn des Romans lernt Karnau, ein Akustiker, einen der mächtigsten nationalsozialistischen Funktionäre kennen, den Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels. Karnau ist ein Meister auf dem Feld der sich gerade entwickelnden Beschal-

lungstechnologie, deren Wirkung auf die Massen von den Nazis als erste entdeckt und mit massivem Einsatz betrieben wurde (vgl. Göttert 1998, 435ff.). Die Beschallung eines Sportfelds hat bei Goebbels großen Eindruck hinterlassen und er sucht den Kontakt. Jedoch scheint die beiden noch mehr zu verbinden. Ähnlich wie Karnau schildert Beyer Goebbels von einer unbekanntenen, warmherzigen, geradezu liebevollen Seite. Unterstrichen wird dieses Bemühen dadurch, dass niemals sein Name genannt wird, der das Böse konnotiert, vielmehr ist er im Roman nur »der Vater« oder »der Vater von Helga, Hilde, Helmut, Holde, Hedda und Heide«. Wie Karnau erscheint dem Leser Goebbels janusköpfig: Ist der eine unerbittlicher Forscher, ist der andere unerbittlicher Einpeitscher. Ist der eine treuer Freund, ist der andere liebender Vater. Goebbels Initiative, seine fünf Kinder in die Obhut des jungen, unverheirateten und in bescheidenen Verhältnissen lebenden Karnau zu geben, als seine Frau Magda ihr sechstes Kind entbindet, unterstreicht das Vertrauen und die Seelenverwandtschaft zwischen diesen beiden Männern. Karnau, der weder ein Oppositioneller noch ein überzeugter Nationalsozialist ist – ein Mann, der von sich selbst sagt: »Ich bin ein Mensch, über den es nichts zu berichten gibt« (Beyer 1996, 16) –, ist der ideale Vertraute des Privatmanns Goebbels, der es kategorisch ablehnt, seine eigenen Kinder der Hitlerjugend zu überlassen.

Diese Diskrepanz fällt auch der zweiten Ich-Erzählerin des Romans auf, der achtjährigen Helga, der Ältesten der sechs Goebbels-Kinder. Eigenartig mutet es sie an, wenn in seiner Sportpalastrede zum »totalen Krieg« der Vater gegen Modesalons und Kuren wettet, die von der Mutter ständig aufgesucht werden. Er kritisiert, dass junge Menschen morgens durch den Berliner Tiergarten reiten und hat doch gerade den Kindern ein Pony geschenkt. »Papa will, daß alle Frauen ihr Personal entlassen. Meint Papa jetzt auch unsere Hausmädchen, die Köchin und die Kinderfrau? Sogar Mamas Sekretärin?« (ebd., 165). Als Helga und ihre Schwester Hilde die Geschwister zwingen, den Boden des Kinderzimmers mit ihren Zahnbürsten zu reinigen, so wie sie es auf Bildern gesehen haben, gerät die Mutter wutentbrannt dazwischen, und als der Vater sich die blutrünstigen Werwolfnachrichten anhört, die sich seine Kinder ausgedacht haben, um ihn und seinen Werwolfsender zu unterstützen, ist er entsetzt: »[E]r konnte sich nicht erklären, wie sie solche grausamen Nachrichten hatten erfinden können« (ebd., 206).

Karnau hat eine Obsession, er sammelt Stimmen, oder besser noch, Geräusche. Obliegt ihm als Akustiker die Beschallung von Räumen, so gilt seine Leidenschaft dem Hören des Schalls. Er besitzt eine ganze Plattensammlung von Geräuschen: Vogelstimmen, Sturm- und Wasserrauschen, das Dröhnen von Lawinen, von fahrenden Autos und vom Einsturz eines großen Gebäudes. Aber am kostbarsten sind ihm die Aufzeichnungen nackter Stimmen. »Da liegt das Organ ganz offen vor mir, ungeschützt, da ist die zitternde Stimmritze, da ist die Zungenarbeit noch viel intensiver hörbar. Diese Platten lassen allein aufgrund einer Stimme einen ganzen Menschen in meiner Vorstellung entstehen. Dann läßt sich, wie bei der Arbeit eines Archäologen, der eine Scherbe untersucht, aus einem kleinen Bruchstück auf das ganze schließen. Man braucht da nichts, nichts weiter, als genau zuzuhören« (ebd., 25). Offenes Organ, zitternde Stimmritze, Zungenarbeit – er ertastet den harten Kehlkopf seines Hundes und holt aus dem Schlachthof Pferdeköpfe, deren Stimmapparat er seziert. Er weiß, dass alle Töne und Geräusche, die ein Mensch hervorbringt, mikroskopisch kleine Verletzungen an den

Stimmbändern bedeuten, und sie so ein individuelles Gedächtnis darstellen: »Dort, in der Dunkelheit des Kehlkopfs: Das ist deine eigene Geschichte, die du nicht entziffern kannst« (ebd., 22). An diesen Kehlkopf will er ran – nicht nur an den von Hunden, Pferden und Schafen –, und die Freundschaft mit Joseph Goebbels hilft ihm dabei.

Schon früh weist der Autor auf Franz Joseph Gall (1758-1828) hin, dessen Werk für Karnau vorbildhaften Charakter hat, und der im ausgehenden 18. Jahrhundert mit der Phrenologie eine Wissenschaft begründete, die aus den Schädelformen bestimmte geistig-seelische Veranlagungen schloss. »Für Gall war jeder Kopf eine Gehirnlandkarte« (ebd., 27). Und so möchte der Ich-Erzähler selbst Forscher werden und eine Karte erstellen, »auf der die unscheinbarsten menschlichen Laute verzeichnet werden müssen« (ebd.). Gall hat nicht nur eine Gehirnlandkarte entworfen, die Vorbild für Karnaus Stimm- und Geräuschkarte ist, er hatte, wie Karnau selbst, eine starke Affinität zu ›Taubstummen‹, war während seiner Wiener Zeit Arzt in der dortigen Taubstummenanstalt und hatte dem Direktor geraten, die Kinder laut lesen und sprechen zu lassen zur Pflege ihrer Gesundheit. »Er hatte nämlich bei Leichenöffnungen die Lungen von Taubstummen immer auffallend klein und unentwickelt gefunden« (Anon. 1943, 44). Die kleinen und unentwickelten Lungen der gehörlosen Kinder sind für Gall genauso rätselhaft wie deren Kehlköpfe für Karnau, die nicht jene Geräusche reproduzieren können, die ihnen ihre Geschichte einschreibt, da sie sie ja nicht hören. Nach Karnau ist jeder Mensch dem »Kasernenhofton« (Beyer 1996, 28) ausgeliefert, der seine Stimme schließlich zerstören wird, »außer den Taubstummen natürlich, vor denen dieser Ton kapitulieren muß, weil er sich in sie nicht hineinfressen kann« (ebd., 29). Auch Kinder (die Goebbels-Kinder etwa) sind davon ausgenommen: In grausamer Konsequenz schützen Vater Joseph und Mutter Magda ihre Kinder vor dem gefährlichen Ton. Sie töten sie, bevor »ihre Stimme bricht«, »damit sie nicht unter der Herrschaft gebrochener Stimmen stehen« (ebd., 216), denn der Stimmbruch bringt diesen Ton hervor, vor dem die Kinder bewahrt werden müssen. Und schließlich ist der Ich-Erzähler selbst vor diesem Ton geschützt, da er nie einen Stimmbruch hatte und seine Stimme immer die eines Kindes, also unberührt und unbeschädigt geblieben ist. Er fühlt sich wie ein ›Taubstummer‹: »Ich stehe mir selbst gegenüber wie einem Taubstummen: Es gibt da einfach nichts zu hören, und auch die Gesten und die Mimik kann ich nicht verstehen. [...] Keine erkennbare Vergangenheit, und nichts, das mir widerfährt, nichts in meiner Erinnerung könnte zu einer Geschichte beitragen« (ebd., 18). Doch Krieg und die Freundschaft mit Goebbels ändern die Situation, sein Stimmkartenprojekt erhält neue Möglichkeiten.

»Die Klanglandschaften zu Haus sind ausgekostet. Ich habe einsehen müssen, daß es, um mein Kartenprojekt vorwärtszutreiben, notwendig wäre, auch Stimmen anderer Regionen aufzunehmen. Darum habe ich mich freiwillig gemeldet, hier in Straßburg Entwelschungsdienst zu leisten« (ebd., 83).

Alles, was Französisch klingt, muss eliminiert und durch Deutsch ersetzt werden. Das betrifft nur vordergründig Straßennamen und Denkmalinschriften. Eigentlich geht es um das Identifizieren von Widerstandskämpfern, das Belauschen von Franzosen, von konspirativen Treffen. Der Dienststelle dienen die Aufzeichnungen als Beweismaterial, ihm selbst zur Vervollständigung seiner Karte. »Gewissermaßen als Gegenleistung dafür muß ich unvorstellbare Anblicke über mich ergehen lassen: Ver-

höre, furchtbar, Prügelstrafe bis aufs Blut. Und Razzien, rücksichtslos: Ich stehe da mit meinen Apparaturen inmitten einer weinenden Kinderschar, deren Vater von den Entwelschern abgeholt wird. Nur aufgrund einer Stimmaufnahme, die ich durchgeführt habe« (ebd., 84). Das hindert ihn jedoch nicht daran, sein Projekt weiterzuverfolgen. Und als er aus Versehen einmal eine Tonspur löscht und damit die Möglichkeit zerstört, Widerständler zu identifizieren und festzusetzen, erkennt er mit seinem geschulten Gehör deren Stimmen im Gang, was zu ihrer sofortigen Verhaftung führt.

Mit Goebbels' Hilfe wird er zu einer Konferenz zum Thema Sprachhygiene eingeladen, bei der er die Sinnlosigkeit einer Aktion wie der Entwelschung betont, an der er gerade teilgenommen hat. Angesichts der großen Gebiete, die bald zum deutschen Reich gehören, kann es nicht um »die Ausmerzung undeutscher Wörter« (ebd., 138) gehen, und auch nicht darum, die Leute »bis in alle Ewigkeit mit monotonen Sprechchören der SA (zu) beschallen« (ebd., 139). Damit weckt er die Aufmerksamkeit der SS, deren esoterische, pseudo-biologische Konstruktion des »neuen Menschen«, des nationalsozialistischen Prototyps, hier eine weitere Fundierung erfährt. Karnau: »Zuallererst müssen wir das aufmerksame Hören lernen. Denn nicht allein die Sprache, auch die Stimme, sämtliche menschlichen Geräusche müssen, wenn man schon einmal damit anfängt, auf Linie gebracht werden. Wir müssen jeden einzelnen greifen, wir müssen in das Innere der Menschen vordringen, und dieses Innere äußert sich bekanntlich in der Stimme, die eine Verbindung von innen nach außen darstellt. Ja, wir müssen das Innere der Menschen abtasten, indem wir ihre Stimme auf das genaueste beobachten. [...] Das Innere greifen, indem wir die Stimme angreifen. Sie zurichten, und in äußersten Fällen selbst nicht vor medizinischen Eingriffen zurückschrecken, vor Modifikationen des artikulatorischen Apparats« (ebd.).

Galt Karnaus Aufmerksamkeit zunächst den nackten Stimmen, die er auf dem Schlachtfeld aufzunehmen hoffte, wo er etliche Mikrofone verteilte, um Stimmen und Geräusche sterbender Soldaten einzufangen, bietet ihm nun die SS Zugang zu ihren Konzentrationslagern. Gemeinsam mit Stumpfecker, dem SS-Offizier und letzten Leibarzt Adolf Hitlers, werden die Opfer in finstere Keller geworfen, wo sie nichts zu essen und zu trinken bekommen, um die Schreie, das Wimmern und Stöhnen und die Entwicklung absterbender Stimmen zu hören. Sie werden so lange gequält, bis ihnen Urgeräusche entfahren, um schließlich die Spuren dieser Urgeräusche an ihren Kehlköpfen, die ihnen aufgeschnitten werden, abzulesen.

Urgeräusche? Zu erinnern ist an Karnaus Traum von 1992. Dieser Traum findet seinen Ursprung in dem 1919 abgeschlossenen Text »Urgeräusch« von Rainer Maria Rilke, in dem er die Erfindung des Phonographen in seiner Kinderzeit erinnert. Durch einen Trichter schallt die Stimme auf eine Membran und bringt diese zum Schwingen, daran ist ein Stift befestigt, der diese Schwingungen auf eine Wachswalze graviert. Diese Erfindung lässt Rilke nicht zur Ruhe kommen. Als er später Anatomievorlesungen besucht, sind es weniger Muskeln und Sehnen als vielmehr das Skelett, und hier vor allem der Schädel, der ihn in seinen Bann zieht. Die Kronennaht auf dem Schädel weckt Erinnerungen an die Formen der Gravur in der Wachswalze, und er fantasiert: »[W]enn man diesen Stift [...] über eine Spur lenkte, die nicht aus der graphischen Übersetzung eines Tones stammte, sondern ein an sich natürlich Bestehendes –, gut: sprechen wirs nur aus: eben (z.B.) die Kronen-Naht wäre –: Was würde geschehen? Ein Ton müßte ent-

stehen, eine Ton-Folge, eine Musik ...« (Rilke 1998, 470) und nennt es »das Ur-Geräusch« (ebd.), das hier zur Welt kommt. Das Urgeräusch aus den eigenen Knochen und doch ganz fremd, oder, wie Beyer schreibt, »der wirkliche Schädelklang, und doch klingt er völlig menschenfremd« (1996, 227).

Hier wiederholt sich eine von Karnau bereits gemachte Erfahrung, dass das Eigene ganz fremd sein kann. Bei ›Taubstummen‹ hat er dies schon einmal erlebt. Er fühlt sich selbst als ›Taubstummer‹, doch gleichzeitig stellt er resignierend fest: »Nichts weiß man über die Taubstummen, nichts kann man, als Stimmträger, über ihre Welt erfahren« (ebd., 16). Jetzt hat er die Instrumente zur Hand, diese Resignation zu überwinden und seine Neugierde zu befriedigen.

Ich habe eingangs darauf hingewiesen, dass Daniel Goldhagen als Ursache für die von großen Teilen der deutschen Bevölkerung gebilligten Unterdrückung, Vertreibung und schließlich Vernichtung zuerst an den jüdischen Mitbürgern, dann an den Juden in den besetzten Gebieten, einen tief verankerten Antisemitismus sieht, dessen Wurzeln weit ins 18. Jahrhundert zurückreichen. Beyer nennt nie Juden als Karnaus Versuchspersonen, sondern spricht in einer gewollt distanzierten Sprache von »Körpern« – oder besser noch von Körperteilen: »nackte Männerfüße«, »Schultern«, »Arme«, »Rumpf« – bzw. bedient sich einer dezidiert medizinischen Terminologie: »Sinkt der Kehlkopf unter gleichzeitiger Entspannung, wird die Stimme tiefer und rauer und zeigt eine immer deutlicher werdende Neigung zum Vibrieren. Noch immer Tendenz Brustatmung. Gebißverschiebungen sind zu beobachten, Abschürfungen des Gaumens durch ungesteuerte Zungenkontraktionen: Je heftiger die Bewegungen, desto vehementer der Speichelfluß. Die Versuchsperson versucht auszuspucken« (ebd., 159). Der Leser ahnt, dass es sich hier nicht um eine gewöhnliche Operation handelt, sondern um medizinische Versuche, wie man sie aus KZ-Dokumentationen kennt, bei denen die verharmlosende Sprache von Medizin und Technologie das Ungeheuerliche des Vorgangs verdeckt. Und Karnau fragt: »Kann man sich die junge, ungetrübte Stimme eines Kindes verschaffen, indem man einem Kind die Stimme nimmt?« (ebd., 160f.). Diese Frage wird im Zusammenhang mit ›taubstummen‹ Kindern für ihn besonders interessant. Die Hinweise auf Gall und das Urgeräusch haben es bereits angedeutet. Es geht um die Möglichkeit, dem Fremden im Eigenen auf die Spur zu kommen. »Undurchschaubar sind sie. Die Beinlosen erkennt man gleich. Und auch die Blinden erkennt man [...]. Aber die Taubstummen erkennt man nicht. Selbst wenn ein Taubstummer nicht reagieren sollte, falls man ihn anspricht, so könnte er auch einfach ein schweigsamer Mensch sein oder den Zuruf überhört haben« (ebd., 16).

Im Körper den Ursprung, die Quelle, das Urgeräusch durch »genauestes Beobachten« zu finden und damit das Fremde im Eigenen, ist die Wiege der Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert. Das war der Stoff, aus dem Robert Louis Stevenson seine Geschichte von *Dr. Jekyll und Mr. Hyde* gewoben hat. Franz Joseph Gall öffnet den ›taubstummen‹ Kindern die Brust, Jean-Marc Itard (1774-1838) durchstößt ihnen das Trommelfell und versucht, ihren Schädelknochen aufzubrechen (vgl. Lane 1994, 270f.). Hinter all dem steht das Verlangen, die ›Taubstummen‹ zu ›Hörenden‹ zu machen. Johann Conrad Amman (1724-1811) mutmaßt, dass gehörlose Menschen Sprachvermögen haben, denn sie »lachen, rufen aus, schreien laut, weinen, seufzen, ächzen und drücken die vornehmsten Bewegungen des Gemüthes durch Sprachtöne aus, deren Verschiedenheit einem

aufmerksamen Ohre nicht entgeht« (Amman zit. in Gessinger 1988, 353). Es sind genau die Geräusche, denen auch Karnau auf der Spur ist.

1778 hat der Taubstummenlehrer Samuel Heinicke (1727-1790) in einer 28 Briefe umfassenden Sammlung seinen Standpunkt über Stumme und die menschliche Sprache dargelegt. Im 21. Brief erwähnt er Sprachmaschinen, die er erfunden hat und die aus einem künstlichen Kehlkopf bzw. aus einer künstlichen Zunge bestehen. Diese Maschinen dienen ihm zur Demonstration, um die Stellung der Sprechwerkzeuge bei den einzelnen Lauten zu veranschaulichen. Lange vor Karnau gab es das Wissen, dass man zur Zunge und zum Kehlkopf vordringen muss, um der Stimme auf den Grund zu kommen. Dazu schreibt Heinicke: »Denn es giebt Menschen genug, die sonst mit vollkommenen Sprachwerkzeugen und richtigem Verstande begabt sind, die aber dennoch, nicht allein durch unrichtiges Legen oder Wenden der Sprachwerkzeuge ihre Wörter unvernehmlich artikulieren; sondern auch mit unrichtiger Abstimmung der Gurgel, grässliche unangenehme Töne hervorbringen, und entweder eine stotternde, lispelnde, schnarrende, oder auch sonst eine widrige Aussprache haben« (1912, 69f.). Mithilfe der Sprachmaschinen versucht Heinicke den ›Taubstummen‹ etwas zu visualisieren, was eigentlich nur zu hören ist, und genau das gleiche versucht Beyer mit seinem Roman: »Wenn ich über Musik schreibe, spreche ich über etwas, was im Text nicht erscheinen kann, ein akustisches Ereignis. Genauso ist es im Roman, es wird immer über Stimmen geschrieben, aber Stimmen können ja per Definition nicht in einem Buch auftauchen« (Beyer 1995, 10). Wie einst Heinicke der stotternden, lispelnden und schnarrenden Stimme nachging, so sucht Karnau »das Rasseln aus versteppter Kehle« (Beyer 1996, 171).

Heinicke schloss von hörenden auf taube Menschen. »Die Tonsprache ist und bleibt allemal, sowohl für Hörende als auch für Taubstumme eine schwer zu erlernende Kunst« (Heinicke 1912, 69). Und unter der Folter kann Karnau die größte Nähe zu seinem begehrten Objekt herstellen, und der Autor lässt es bewusst offen, ob es sich beim Opfer um einen gehörlosen oder einen hörenden Menschen handelt: »Beide wissen wir, daß der gemusterte Leib nichts verbergen kann, obwohl die Ohren sich Taubheit auferlegt haben, der Mund Stummheit: Denn diese Augen schauen noch tief aus den inneren Schichten« (Beyer 1996, 154), und Karnau wird erst zufrieden sein, wenn er ihn hört, den »Klagelaut ganz tief aus diesem nackten Leib gepreßt. Ohne daß die Figur es hat ahnen können, ist das der anvisierte Zielpunkt« (ebd., 156) – das Urgeräusch, ganz eigen und doch ganz fremd.

Gewiss wird man einwenden, dass das Monster Karnau nicht mit dem Lehrer Heinicke zu vergleichen sei, aber auch Karnau geht es letztendlich um das Erforschen einer Möglichkeit, das »Undurchschaubare«, das Fremde zu durchbrechen. Schon mit dem SS-Schergen Stumpfecker hat er die Frage diskutiert, »ob der Erwerb von Fremdsprachen wohl jemals durch operative Veränderungen am Individuum beschleunigt werden könnte« (ebd., 224), wann jedoch ist eine Sprache fremder als die, die man nicht hört, das wusste Karnau genauso wie Heinicke. Und es ist sicherlich kein Zufall, dass Beyer die Begegnung mit den Siegern nach dem Krieg als »Fremdsprachenhören und Lippenablesen« (ebd., 231) beschreibt, also genau jenen Konnex benennt, den taube Menschen nur allzu gut kennen.

Die ausführliche Beschäftigung mit ›Taubstummheit‹ reflektiert nicht das eigentliche Geschehen – auch wenn der Roman seinen Titel den ›Taubstummen‹ verdankt. Auf

der Darstellungsebene des Romans nehmen die Kriegseignisse, die Quälereien, Helga Goebbels' Beobachtungen den größten Raum ein. Wie das Erhaschen des Urgeräuschs ist die ›Taubstummheit‹ eine Spur im Roman, die der Autor sorgsam und beharrlich gelegt hat, und die, das ist äußerst auffällig, in der Rezeption des Romans keinen Widerhall erfährt. Beyers Roman wurde überschwänglich gelobt, die Kritik feierte – und das zu Recht – einen großen Wurf. »Überzeugend bewies er, daß er auf der Höhe der poststrukturalistischen Theorie ist und dennoch sinnlich schreiben kann« (Sprung 1995, 27). Und in der *Neuen Zürcher Zeitung* konnte man lesen: »Der Roman ›Flughunde‹ ist ein Reissbrettwitter aus dem Geist poststrukturalistischer Theoreme und historischer Recherche – doch ist er mehr als das: nämlich der gewagte fiktionale Versuch, die Akustik einer historischen Epoche im Medium der Schrift zum Klingen zu bringen« (Köhler 1995, 39). Tatsächlich habe ich nur eine einzige Besprechung gefunden, die den Topos »Taubstumme« aufgreift, jedoch in einem falschen Zusammenhang: »Karnaus Weg und damit die Struktur des Romans – von der Beschallung der Taubstummen- und Blindenbataillone bis zur schalltoten Finsternis des Führerbunkers, wird bestimmt von physiologisch-technologischen Analogie-(Kurz)-Schlüssen« (Brockhoff 1995, 14).

Tatsächlich ist von einem »Taubstummenbataillon« nicht die Rede, sondern von Kriegskrüppeln, die zu Beginn des Romans auf jenes Sportfeld geführt werden, das der Ich-Erzähler Karnau beschallen soll. Er beobachtet jedoch nicht nur verwundete Kriegsteilnehmer, sondern auch »[d]ie Taubstummen: Da sieht man sie aus den Katakomben auftauchen. Oder sind diese Männer dort, die festen Schritts die Laufbahn betreten, gar keine Taubstummen? Hat sich der Scharführer vertan? Sind das nicht einfach Ehrengäste? Und doch muß das die angekündigte Delegation von Wehrunfähigen sein. Welch Erscheinung in der Dämmerung, mit ihrer Geheim-, ihrer Gebärdensprache, mit ihren wunderlichen Uniformen, lächerlich gut gebügelt und gestärkt, die Regentropfen perlen an den Rockschoßen ab. Phantasieuniformen, da doch keiner von ihnen jemals Mitglied der Wehrmacht werden könnte« (Beyer 1996, 13f.). Seltsam, da hat die Rezensentin der *Süddeutschen* die gleichen Erkennungsschwierigkeiten wie sie der Autor seinem Helden andichtet, nur für Beyer findet hier das Präludium zu einer Begegnung ganz eigener Art statt, die vorsichtige Annäherung an einen ›Gegenstand‹, der dem Helden eigentümlich nahe und fern zugleich ist. Er kann den Blick von ihnen nicht lassen, und ihre Sprache erinnert ihn an seine Lieblingstiere: »Wie Flughunde flattern die Arme lautlos zwischen Tag und Nacht« (ebd., 15).

Das Karten-Experiment scheitert. Denn nicht nur die Versuchspersonen gehen zugrunde, sondern auch die Peiniger, und ein Kollege äußert den Verdacht, dass nicht das Wimmern und Stöhnen, der tiefe Klagelaut das Urgeräusch ist, sondern der Ultraschall, den keiner hören kann, kein Opfer und kein Peiniger – und auch nicht der Flughund. Das bedeutet für Karnau das Ende seiner Forschung, da er dem Urgeräusch nicht auf den Grund gehen kann, dass er selbst dafür taub ist wie alle Menschen, und dass selbst alle Macht diese Taubheit nicht hörend macht.

Taube Leser und Leser, die mit tauben Menschen leben und arbeiten, werden sich zuweilen die Augen reiben, wenn sie die eigenartigen Konstruktionen lesen, die der Autor mit ›Taubstummheit‹ verbindet. Kaum etwas von dem, was hier miteinander verknüpft wird, entspricht deren Erfahrung, und man ahnt, dass es Marcel Beyer gar nicht um gehörlose Menschen geht. Tatsächlich wird keine einzige gehörlose Person

beim Namen genannt, taube Menschen sind ein Werkzeug seiner Romankonstruktion, so wie sie auch für Amman, Gall und Heinicke Werkzeuge ihrer Konstruktionen waren. Wenn der Autor feststellt, »Karnau ist ein Ungeheuer wie wir alle« (Beyer 1995, 10), dann warnt er den Leser vor einer Neugier, die nicht im Lernen begründet ist, sondern im Wunsch nach Assimilierung, d.h. nach Vernichtung. Der Roman ist nicht so modern, wie die Kritik ihn sieht. Er reflektiert ein altes Thema, über das vor über hundert Jahren schon Rilke nachgedacht hat, und vor und nach ihm noch viele andere, nämlich dass das Fremde das Eigene ist, was einen nicht zur Ruhe kommen lässt. Wehe dem, der seinen Finger darauflegt. Die Goebbels-Kinder – das mochte Karnau an ihnen und das macht sie dem Leser sympathisch – konnten damit spielen: »Wir spielen doch Taubstummen-Aufmarsch« (Beyer 1996, 69). Es hat ihnen nichts geholfen.